

NOCTURNE

*(für Infusionsständer, Nachtstuhl und Basso Continuo)*

Es hat zu regnen begonnen. Wind schlägt die Tropfen an das Fenster im 8. Stock. Minutenlang. Dann wieder Stille. Stille im Zimmer. Stille auf dem Gang. Nicht mehr lange, und ich werde nach der Nachtschwester klingeln müssen. Zweieinhalb Stunden sind das höchste, das die Blase schafft unter der Dauerinfusion, deren Leitung – augenblicklich in die Vene auf dem rechten Handrücken gelegt – schmerzt, und deren Verband gleichwohl die Hand über dem Einstich warm und straff zusammenhält.

Oh der Nachtstuhl, das furchtbare Möbel!

Das linke Bein, immer noch gelähmt, ein zentnerschwerer toter Elefantenrüssel. Manchmal in der Nacht wache ich auf aus dünnem Schlaf, spüre ein Ziehen an der Hüfte, einen Schmerz im Gelenk vielleicht, letzte Bastion der Wahrnehmung vor dem Reich des nicht mehr Gefühlten, vor jener Körpermasse, die meine Neuronen nicht mehr kennen.

Da kann ich machen, was ich will.

Versuche ich mit äußerster Konzentration, Fuß und Zehen zu bewegen, lässt ein fehlgeleiteter, ein nicht erhörter Wille allein meine Finger beider Hände sich krümmen, und ich bemerke, dass das Bein herausgefallen ist, herunterhängt vom schmalen Klinikbett. Auch deshalb muss ich immer wieder klingeln, nein: nicht klingeln – den Knopf drücken, der mit seiner Leitung vor mir hängt, herab von dem Aufziehgriff über dem Bett, über den die Schnur gewickelt ist, diesen Knopf, der mich an ein Spielzeug der Kindheit erinnert: war es bei der „Carrera-Rennbahn“, wo man so das

Spielzeugauto auf der über den Wohnzimmertisch erstreckten Rennbahn dirigierte? Tage später erst wird es mir gelingen, mit Hilfe des gesunden Beines und der Arme, deren einer an den Schläuchen hängt, das gefühllose Gewicht zurückzuziehen ins Bett.

Im Gang Geräusche: quietschende Gesundheitsschuhe der Nachtschwester, eine Tür wird geöffnet und geschlossen.

Es ist die vierte Nacht nach meiner Operation. Vierzehn Klammern unter dem Verband auf dem rasierten Schädel und an der Stelle, da die Leitungen ins Gehirn gebohrt waren, ein aufgeklebtes Bommelchen wie ein Narrenhut. Schönheit – ich nehme es beruhigt zur Kenntnis – ist mir wurscht, sie mag mit nachwachsenden Haaren zurückkommen, wenn auch der Rollstuhl nicht mehr gebraucht werden wird.

Wenn er denn einmal nicht mehr gebraucht werden wird.

In meinem Kopf rüsten sich die Dämonen zum Auftritt, rüsten sich, flackernde Lichter einer Vita vor mir aufzuführen wie Fastnachtzünfte in fackelerleuchteten Gassen. Muscheln rasseln und Trommeln dröhnen, Pfeifen schneiden die Nachtschwärze über den Zügen und taktieren die walzenden, stampfenden Schritte.

Ein Windstoß schlägt Regen an die Scheibe. Ich muss klingeln. Den Nachstuhl, bitte. Bald quietschen die Räder auf dem Linoleum, ich hänge das rechte Bein aus dem Bett, ziehe mit beiden Händen das linke zur Seite hinüber, bis auch das über der Kante hängt. Jetzt die Schultern der Schwester fassen, sie greift unter die Achseln, ich rutsche von der Kante, setze den rechten Fuß auf den Boden, hüpfte auf diesem, bis ich im rechten Winkel zum Bett stehe, halte mich weiter an der Schwester, bis sie mich hält und ich die Hände für einen kurzen Moment frei habe, ziehe die Hose meines Pyjamas herunter (nein, die Nacht-

wäsche des Krankenhauses wollte ich nicht, Stella hatte mir Schlafanzüge mit kurzer weiter Hose besorgt, deren linke Röhre ungefühl den Oberschenkel um-schließt), lasse mich zurücksinken, sitze und sage – zu Höflichkeit ist keine Zeit mehr: – so, jetzt raus! Der Harndrang unter der Infusion kommt schnell, gestattet kaum Aufschub, die Schuhe quietschen, die Tür schließt sich, und die Erlösung pütschert ins Blech der eingelassenen Schüssel. Ich kann bald den Knopf drücken, das Licht leuchtet auf, die Schwester wird, wenn sie wieder hereinkommt, den Ruf samt leuchtendem Signal stornieren.

Die Schultern der Nachtschwester sind fest und warm, ich stehe aufrecht, sie hält mich mit den Armen, ich löse meine Hände von ihren Schultern für einen Moment, gehalten von ihr, greife ich die Pyjamahose, ziehe sie hoch. Wieder die hüpfende Drehung auf dem heilen Bein, bis ich mit dem Rücken zum Bett stehe. Zurückfallen lassen, auf der Kante sitzen, jetzt mit dem rechten Fuß unter den Unterschenkel des fremden, toten, schweren, mir nicht mehr gehorchenden Beines – schnell hatte ich unter Anleitung diese Selbsthilfe im Umgang mit meiner Gelähmtheit gelernt – ich lasse mich mit dem Rücken auf das Bett fallen, und das linke Bein ist oben. Die Schwester ordnet die Decke, wünscht gute Nacht und geht.

Und da liege ich wieder. Auf dem Rücken, nicht müde, nicht wach, nur für eine Weile entspannt, mit befreiter Blase.

Dreizehn Tage nun her, dass sich mein Leben veränderte. An jenem Samstag morgen, da ich nach Basel fahren würde, um das Abschlusskonzert einer jungen Sängerin anzuhören, war nur ein irritierendes Gefühl im Bein zu spüren gewesen, ein Schatten, Ahnung nur einer Fremdheit, die das Selbstverständliche des Gehens und Regens in einen fast unbewussten Gedanken von neurologischer Störung verschob und das ich mir leichthin erklärte mit langer Schreibnacht und zu wenig Schlaf.

Drei Tage später erreichte ich die Notaufnahme nur noch auf einen Stock gestützt und vom Schwager gehalten. Das Suchen begann. Auf's Knie wurde geklopft mit dem Hämmerchen – Karikatur der ärztlichen Untersuchung bei der Suche nach dem putzigen Reflex. Jetzt fehlte er. Jetzt war es kein Witz mehr: das Hämmerchen aus dem Arzt-Cartoon.

Drei weitere Tage später ist die gesamte linke Seite gelähmt und man fragt schon, ob ich auch im Gesicht etwas merken würde. Bis dahin war nichts gefunden, alle einschlägigen Werte militant gesund. Erst am vierten Tag das MRI vom Kopf.

Und da war es dann: groß wie eine Fünf-Franken-Münze, drei Zentimeter tief im Gehirn sitzend. Ein Schreckensbild mit Möglichkeiten.

Ich hatte Glück. Es war nur ein Abszess. Eiterbeule, durch die Blutbahn in die Birne gewandert. Dort auf den Homunkulus drückend.

Da also ist es: das Männchen in mir, das mich gehen lässt. Jetzt ist es halb erdrückt.

Das wundert mich nicht: waren mir dann nicht schon lange „die Beine unter dem Arsch weggeschlagen“? Konnte ich denn nicht schon lange „nicht mehr auf eigenen Beinen stehen“, stand ich denn nicht schon lange „mit beiden Beinen nicht mehr auf dem Boden“? Und wo ich später im Tagebuch der letzten Jahre von diesem Überfall durch die Krankheit lese, wie oft nicht war zu erfahren, wie gelähmt ich mich fühlte, welche Lähmung mich an der Aufrechterhaltung eines halbwegs bürgerlichen Lebens hinderte?

Oder hatte die Eiterbeule nicht einen Namen gehabt? Unheilsgewächs versinnbildlichter Konfrontation: Mutation des Zeitgeists ins Eiternde?

Nächte auf dem Rücken, allenfalls auf der Seite. Dass ich trotz Infusionsleitung – sei sie am Unterarm, am Oberarm oder auf dem Handrücken mit der nadeldünnen Kanüle in

die Ader gedrückt – dennoch mit dem Kopf auf dem Arm liegen kann, in den embryonalen Verkrümmungen meiner jahrzehntelang „gesunden“ Nächte, hatte ich schnell herausgefunden. Tatsächlich schlafe ich in den ersten Tagen nach der Operation nicht nur nachts relativ fest, auch am Tag dämmere ich oft vor mich hin, muss das Lesen oder eine Unterhaltung mit einer mich besuchenden Person abbrechen.

Wenn ich liege und der Kopfteil des Bettes ist wieder in die flache Position zurückgestellt, sehe ich den Fensterausschnitt als reines Himmelsbild. Quadratische Abziehbilder des herrschenden Wetters: Mal ein Blau-Rosa-Pastell mit leichter luftiger Wolkenzeichnung, und immer wieder ist der Ausschnitt auf sanfteste Art ein abstraktes Bild, unaufgeregte Farb- oder Unfarbtafel, auch schon mal eine Spielwiese selbstbewusster Grautöne. Das Morgensonnenslicht auf meiner Fenstervedute vom Schreibtisch aus schön, mal Ouvertüre eines Gluttages – ein Protzen im Ultramarin – mal unspektakulär, und die zarte Bläue läuft in der Ferne in sanfte Schleier, in sanftes Gewölk aus.

Manchmal kommt der Rettungshubschrauber, der keine 40 Meter von meinem Kopfende entfernt auf dem Dach des Nachbargebäudes landet. Selten auch nachts, und das Crescendo der herannahenden Rotoren füllt Luft und Schlaf bis zum Platzen, in mein Erwachen faltet der Lärm seine Flügel zusammen, letzte Schläge der Rotoren, dann Stille. Bis einige Minuten später der Motor wieder anspringt, die Drehzahl bis ins Pfeifen steigt und mit dröhnendem Hämmern, mit stürmischem Wind, der den Staub des Sommers hochpeitscht in Wellen wie einen hektischen Zugvogelschwarm und der die Haare und Kleider der auf der Plattform zurückbleibenden Pfleger und Pflegerinnen flattern lässt, mit jähem Fortissimo, wenn er die Front meines Fensters passiert, frisst sich der Helikopter wieder in Nacht, in Höhe, in Auftrag und Ziel.

Was wäre gewesen, hätte ich nicht zehn Jahr zuvor eine Zusatzversicherung abgeschlossen, der ich das Einzelzimmer, das großzügige Bad mit der Rollstuhleinrichtung, ein wohl dosiertes Alleinsein und die Entscheidungshoheit über Besuch und Geselligkeit verdanke? Alle meine nächtlichen Zurichtungen, meine Besuche und Gespräche, mein Schreiben und Lesen, mein Essen und Grübeln, alle Vertraulichkeiten und die Körperpflege an meinem unbeweglichen Leib, alle manchmal langwierigen Versuche, noch eine intakte Vene zur Infusionsaufnahme zu finden, mein Umladen auf den Rollstuhl, mein Transport zur Toilette – an die Möglichkeit der Verpflichtung zu Schüssel und Flasche, die mir erspart blieb, will ich nicht denken! – das alles im Gemeinschaftszimmer, ausgeliefert fremden Gerüchen, grobgestreiften Bademantelfrottees, Radiogeplärr und TV-Flimmern, Familienbesuchen in fremden Sprachen, nächtlichem Schnarchen, knarrenden Flatulenzen und dunklen moribunden Diagnosen, denen sich unglaublicher Optimismus verspannter Verwandter zäh und überdreht entgegenstemmt? – Nein, ich weiß nicht, wie ich es durchstehen könnte.

Halte ich fest: ich werde es überstehen, es wird ein Leben nach dem Spital geben, möglicherweise gar eines ohne Rollstuhl.

Gleichwohl: Das mag ja was werden!

Und die Narrenzünfte rücken heran.